

Dietrich Busse

Textbedeutung und Textverstehen aus Sicht einer linguistischen Epistemologie

1. Die Zielsetzungen einer interpretativen Semantik

Traditionelle Modelle der linguistischen Semantik der letzten fünfzig Jahre waren entweder an formalen Beschreibungen im Rahmen logisch oder systemlinguistisch ausgerichteter abstrakter Modelle oder an den praktischen Bedürfnissen der Lexikographie und ihrer Bedeutungsdefinitionen orientiert. Zudem waren sie weit überwiegend auf die Einheit „Wort“ begrenzt, da die Semantik größerer Einheiten als kompositionell zusammengesetzt aus diesen als atomar verstandenen elementaren Bausteinen aufgefasst wurde. Die diesen Modellen zugrunde gelegte Idee einer objektivistisch nachvollziehbaren Kompositionalität auch im „Inneren“ der als autonome Einheiten begriffenen „Wortbedeutungen“ (oder „lexikalischen Bedeutungen“) wurde kritisch auch als „Checklist“-Theorien oder „Notwendige-und-hinreichende-Bedingungen-Semantik“ bezeichnet. Diese Form der Semantik geht auf zwei zuerst von Lyons kritisch beschriebene implizite Grundannahmen zurück, die er als „Existenzprämisse“ und als „Homogenitätsprämisse“ bezeichnet hat. Nach der „Existenzprämisse“ wird als selbstverständlich vorausgesetzt, dass Entitäten als abgrenzbare „Dinge“, „Objekte“ o.ä. existieren, die man als „die Bedeutung“ X eines Wortes Y präzise identifizieren, benennen und beschreiben kann. Nach Lyons müsste über die Berechtigung einer solchen Prämisse bedeutungstheoretisch allererst einmal reflektiert werden, bevor man zu dem problematischen Mittel der Schaffung dieser Art neuer platonischer Entitäten greift. Die „Homogenitätsprämisse“ bezeichnet die implizite Grundannahme, dass alles, was wir „Bedeutung“ nennen, überall da, wo es auftritt, eine gleichartige Sorte von Phänomenen darstellt, egal ob wir über Morpheme, Wörter, Sätze, Texte oder kommunikative Handlungen sprechen. Dass Wörter in Sätzen benutzt werden, die zum Vollzug kommunikativer Ziele unterschiedlichster Art artikuliert werden und in Texten, Kontexten, Situationen und Hintergründen unterschiedlichsten Typs eingebettet sind, kommt in diesen gängigen Bedeutungsmodellen entweder gar nicht vor, oder wird an den Rand gedrängt oder in eigens dafür geschaffene Nachbardisziplinen (wie Pragmatik oder Soziolinguistik) abgeschoben – zumindest dann, wenn es die formalen Checklist-Modelle in irgendeiner Weise in Frage stellen könnte. Welche Voraussetzungen gegeben sein müssen, damit ein Wort seine ihm zugeordnete kommunikative Funktion erfüllen kann, wird in solchen Mainstream-Modellen nicht erörtert.

Demgegenüber ist eine interpretative Semantik eine Form der Bedeutungstheorie und –forschung, die danach fragt, welche Bedingungen gegeben sein müssen, damit ein Wort, ein Satz, eine mit sprachlichen Mitteln vollzogene kommunikative Handlung, ein Text angemessen, d.h. den kommunikativen Zielen desjenigen, der die Worte (Sätze, Texte) geäußert hat, gleichermaßen wie den semantischen Konventionen der Sprache bzw. Sprachgemeinschaft, in der diese Äußerung stattgefunden hat, entsprechend verstanden werden kann. Da es sich bei den Bedingungen des angemessenen Verstehens (der angemessenen Interpretation) sprachlicher Einheiten gleich welchen Zuschnitts um Phänomene handelt, die etwas mit dem Wissen der Interpretierenden wie der Kommunizierenden zu tun hat, ist eine interpretative Semantik zugleich immer eine Semantik, die das für das angemessene Verstehen einer sprachlichen Einheit notwen-

dige Wissen sowohl in der Theorie berücksichtigt, als auch näher zu erklären und zu beschreiben versucht. Kurz gesagt: eine interpretative Semantik versucht das verstehensrelevante Wissen aufzuklären, das die Voraussetzung für die angemessene Interpretation einer sprachlichen Einheit gleich welcher Länge bildet. Dabei ist der Begriff „interpretativ“ nicht auf schriftliche Texte begrenzt, sondern bezieht sich auf das Verstehen aller, auch kürzester mit sprachlichen Mitteln vollzogener kommunikativer Äußerungen.

2. Wortbedeutung, Satzbedeutung, Textbedeutung – eine Skizze

Mit der Zielsetzung einer „interpretativen“ oder „verstehensorientierten“ Semantik sind die Checklist-Modelle der Merkmal- und Komponenten-Semantik nicht vereinbar, da sie üblicherweise dasjenige, was noch zur Bedeutung eines Wortes oder Satzes in dem Sinne zugehört, so stark eingrenzen, dass umfangreiches Wissen, das zu den unabdingbaren Voraussetzungen seiner Verstehbarkeit zu rechnen ist, aus der dann stark reduktionistisch definierten „Bedeutung“ ausgeschlossen wird. Einer solchen reduktionistischen Gegenstandsdefinition der Semantik setzt eine interpretative Semantik einen Forschungsansatz entgegen, der ohne Scheuklappen und vorschnelle Grenzziehungen die Kontexte berücksichtigt, welche die Verstehbarkeit sprachlicher Einheiten allererst ermöglichen. Man kann diese Kontexte daher auch als Kontexte der Verstehbarkeit bezeichnen. Da alle Kontexte, gleich welchen Typs, im Akt des Verstehens sprachlicher Einheiten als Wissen bei den Verstehenden präsent sein müssen (so, wie sie zuvor bei den Zeichenäußerern als Wissen vorhanden waren, das die Äußerung eben jener Zeichen in eben jenen Kontexten motiviert hat), kann man auch von den für die Bedeutungszuweisung für sprachliche Mittel notwendigerweise präsenten epistemischen Kontexten sprechen. Interpretative Semantik ist daher immer eine Form der Semantik, die Kontexte, als epistemische Voraussetzungen der Verstehbarkeit explizit machen will und muss.

Einzelne Wörter erfüllen in konkreten kommunikativen Abläufen die Funktion, solche Kontexte der Verstehbarkeit, also Agglomerationen verstehensrelevanten Wissens, im Arbeitsgedächtnis der Kommunizierenden und Verstehenden zu aktivieren, oder, wie es einer der Begründer einer „interpretativen“ Perspektive in der linguistischen Semantik, Charles Fillmore, formuliert hat, sie „evozieren“ bestimmte Rahmen des Wissens (sogenannte Wissensrahmen oder „Frames“), die dann für das adäquate Verstehen der einzelnen sprachlichen Einheit den (epistemischen) Hintergrund bilden. Frames sind üblicherweise „Stücke“ des Wissens, die in sich strukturiert sind und prototypikalischen Charakter haben. Fillmore nennt z.B. das „kommerzielle Ereignis“, dessen zugehörige(r) Wissensrahmen mit Lexemen wie „kaufen“, „verkaufen“, „bezahlen“, „erwerben“, „kosten“, „Preis“, „Rechnung“, „Käufer“, „Verkäufer“, „Kassiererin“, usw. evoziert werden kann (können). Je nach Wortart der in einer Äußerung beteiligten sprachlichen Einheiten können am Verstehen unterschiedliche Typen von Rahmen beteiligt sein. Fillmore dachte (in Anlehnung an die Valenztheorie) zunächst vor allem an Verbgestützte Rahmen, die man in gewissem Sinne als „Prädikationsrahmen“ bezeichnen könnte. Um das Verb (als zentralem Prädikatsausdruck) gruppieren sich verschiedene vom Verbrahmen „gesteuerte“ Elemente (die allerdings über den Kreis der syntaktisch erforderten Elemente bzw. Komplemente hinausgehen). Diese Elemente werden als „Frame-Elemente“ bezeichnet; sie sind dem entsprechenden Prädikatsausdruck als prototypische (semantische) „Ergänzungen“ zugeordnet. Konkrete Komplemente im Satz können diesen Frame-Elementen zugeordnet werden; häufig spielen für das Verstehen einer Äußerung aber auch implizit „enthaltene“ („mitgedachte“, vorauszuset-

zende) Elemente eine Rolle, die nicht durch einen eigenen sprachlichen Ausdruck explizit benannt sind.

Einzelne, an einen übergeordneten prädikativen Frame angegliederte Elemente vertreten eher abstrakte Positionen von „Mitspielern“ (das können Personen, Requisiten usw. sein); sie sind als Frame-Elemente daher Stellvertreter-Positionen, die zwar hinsichtlich bestimmter, frame-relevanter Aspekte determiniert sind, hinsichtlich anderer Aspekte aber häufig nicht spezifiziert zu sein brauchen. So kann z.B. „Verkäufer“ je nach speziellem Rahmen-Kontext entweder eine konkrete Person oder eine abstrakte Größe („Kaufhaus“, „Firma“, „GmbH“ usw.) sein. Frame-Theoretiker aus der Kognitionswissenschaft haben hierfür die Termini „slots“ („Leerstellen“) und „fillers“ („Füllungen“) eingeführt. Jeder Frame erfordert Frame-Elemente eines bestimmten Typs; manche dieser „Anforderungs-Merkmale“ sind schon früher in der Linguistik behandelt worden, so etwa als „Subkategorisierungs“-Merkmale. (Z.B. erfordert „bellen“ in der Position „Ausführender“ ein Element mit der Eigenschaft „hundhaft“.)

In anderen frame-semantischen Ansätzen werden statt der Prädikations-Frames (wie bei Fillmore) z.T. stärker sog. „Concept-Frames“ in den Vordergrund gestellt, die mit nominalen Ausdrücken (welche syntaktisch üblicherweise Komplemente realisieren, also für „Frame-Elemente“ im Sinne Fillmores stehen) versprachlicht werden (so etwa bei Barsalou 1992). In diesem Typ von Frames sind die „Leerstellen“ dann die „Attribute“, die ein Konzept, wie z.B. „Hund“, kennzeichnen (hier z.B. Attribute wie „hat X Füße“, „hat Farbe X“, „hat Größe X“, „bewegt sich auf Weise X“ usw.). Prädikations-Frames und Concept-Frames können in einer allgemeinen Frame-Theorie zusammengeführt werden, in der jegliche semantische Aspekte (letztlich: alle epistemischen Elemente), die beim Verstehen, der Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken eine Rolle spielen, prinzipiell als Frames rekonstruiert werden können. Die Reichweite einer Frame-Theorie ist dabei nicht begrenzt. So kann z.B. textsorten-bezogenes Wissen eine elementare Rolle beim Verstehen sprachlicher Äußerungen spielen, und damit Wissenssorten, die in „normalen“ semantischen Theorien kaum jemals vorkommen.

Satzbedeutungen sind in einer frame-gestützten interpretativen Semantik nicht einfach nur Additionen isolierter lexikalischer Einheiten, sondern stellen sich als komplexes (häufig auch: kompliziertes) Zusammenwirken verschiedener sprachlicher Elemente dar, zu denen außer den „verbalisierten“, also durch „eigene“ sprachliche Einheiten „bezeichneten“ Elementen, auch Wissen gehört, das z.B. durch Stellungsvarianten (Wortstellung, Satzgliedstellung), sogenannte „Funktionswörter“, Betonungssignale und ähnliche sprachliche Mittel „evoziert“ wird. Gerade auf der Ebene der Texte spielen solche Mittel oft eine wichtige Rolle für das adäquate Verstehen (z.B. bei der „Wiederaufnahme“ bzw. „Anapher“ in Bezug auf eingeführte Elemente einer Textwelt).

Wörter evozieren und fokussieren Frames; mehrere Wörter in einem Satz können entweder einen einzigen Prädikations-Frame evozieren und ausfüllen (und dessen Elemente/Leerstellen mit Concept-Frames belegen), oder sie evozieren mehrere miteinander verbundene Frames. Durch die durch Wörter evozierten Frames werden Textelemente in eine Textwelt eingeführt, auf die im weiteren Textverlauf Bezug genommen werden kann, und zwar unabhängig davon, ob diese Elemente der Textwelt zuvor explizit, mit eigenen sie bezeichnenden sprachlichen Einheiten, oder implizit, einfach durch Evokation des zugehörigen Hintergrund-Frames eingeführt worden sind. Als „eingeführt in die Textwelt eines bestimmten Textes“ können alle Frame-Elemente gezählt werden, die nach den in einer Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft gültigen Konventionen übereinstimmend als einem bestimmten, durch vorhergehende sprachliche Einheiten in einem Text „evozierten“ Frame zugehörig gerechnet werden. „Expliztheit der Benennung“ in einem Text ist dafür keine zwingend notwendige Voraussetzung, kann allerdings in bestimmten Zusammenhängen durchaus verstehensfördernd

sein. Eine „vollständige Explizitheit“ kann es nach diesem Sprach- und Bedeutungsmodell jedoch grundsätzlich nicht geben, da sprachliche Einheiten vorrangig den Zweck haben, bereits vorhandenes Wissen lediglich zu evozieren und damit im Verstehensprozess zu aktivieren (nicht: „auszudrücken“, „mitzuteilen“ usw.)

3. Texte als Elemente kommunikativer Prozesse

Jede Semantik, erst recht eine, die sich als „interpretativ“ versteht, muss ebenso wie jede Texttheorie und jede sprachbezogene Verstehenstheorie einem eigentümlichen Dualismus ihres Gegenstandsbereichs gerecht werden, der (wenn auch vielleicht nicht ausschließlich, so aber doch insbesondere) für Sprache und Sprachliche Kommunikation einschlägig ist. Dieser Dualismus kann mit zwei Perspektiven bezeichnet werden, die man wissenschaftlich, sprachtheoretisch auf diesen Gegenstand (oder genauer: das Konglomerat von Gegenständen, das wir als „Sprache und „sprachliche Kommunikation“ bezeichnen) haben kann. Man könnte diese beiden Perspektiven benennen: (a) Texte als Elemente kommunikativer Prozesse; und (b) Texte als Objekte von Verstehensbemühungen / Interpretation, bzw. präziser: Texte als Objekte und/oder Anlässe perzeptiver und konstruktiver Akte. Ich gehe zunächst auf die erste Perspektive ein.

Dass Sprache, Einheiten der Sprache, Ereignisse der Verwendung von Sprache, Vorkommnisse von Sprache usw. unter der Perspektive der Kommunikation betrachtet werden, könnte als Trivialität angesehen werden, ist dies aber (heutzutage) keineswegs, da gerade in jüngerer Zeit Theoreme aufgekommen sind, die der „Textualität“ (oder wie auch immer man das bezeichnet; Etiketten lauten oft: „Schrift“, „Theorie der Schrift“, „Intertextualität“, „Hypertext“ usw.) eine Existenz und Wirkweise sui generis zugesprochen haben, ganz unabhängig von der Frage, ob, wann, wie, von wem die damit bezeichneten sprachlichen Einheiten (Ketten) zu welchen Zwecken hervorgebracht worden sind. Lange Zeit war es in der Linguistik eine Selbstverständlichkeit, dass Texte (und ihre Bestandteile) Elemente in kommunikativen Prozessen sind, in denen Mitglieder einer Gemeinschaft mit sprachlichen Mitteln anderen Mitgliedern ihrer Gemeinschaft (und zwar unabhängig davon, ob sie dabei konkrete Adressaten oder nur die unbestimmte Adressatenschaft der ihrer eigenen Sprache Mächtigen im Auge hatten) bestimmte „Inhalte“ „kommunizieren“. Ein Textverstehen, das in diesem Zusammenhang in den Blick genommen wird, richtet sich etwa auf das Verstehen kommunikativer Absichten, Intentionen (und zwar unabhängig davon, ob dies konkrete Absichten konkreter, bekannter Personen sind, oder unterstellte Absichten, die aufgrund allgemeinen gesellschaftlichen – z.B. konventionalen – Wissens im Wege abduktiver Schlüsse den Äußerern der wahrgenommenen und zu interpretierenden sprachlichen Zeichen(-Ketten) als interpretationsstützende Annahmen zugerechnet werden). In der Hermeneutik Schleiermachers entspricht dieser Perspektive etwa der Verstehensmodus der „Divination“, des „Sich-hinein-Versetzens-in-den-Autor“.

Die In-den-Blick-Nahme von Texten als kommunikativen Ereignissen ist in der Sprach- und Texttheorie oft (manchmal bewusst) missverstanden worden. Falsche Dichotomien wie „Intentionalismus“ vs. „Konventionalismus“ zeugen von solchen Missverständnissen. Um Missverständnisse einer kommunikativen Perspektive handelt es sich deswegen, weil die Bezugnahme auf (kommunikative) „Intentionen“, „Absichten“ ja keineswegs mit einem (falschen) Subjektivismus verwechselt werden darf. Was in den entsprechenden Theorien (etwa in der Kommunikationstheorie von Herbert Paul Grice) als „Intentionen“ bezeichnet wird, ist nichts anderes als eine (re)konstruierende Hochrechnung aus den einem interpretierenden / verstehenden Individuum bekannten Konventionen der Verwendung der in dem zu verstehenden Text benutzten sprachlichen Mittel auf Situation und Kontext des Kommunikationsereignisses. Je weiter dieses Ereignis

(der zu interpretierende Äußerungs-Akt) zeitlich zurückliegt, desto schwächer werden die epistemischen Stützen einer „Divination“ und desto stärker neigt der Interpretationsprozess zu dem, was Schleiermacher die „grammatische Methode“ genannt hat. Ein ausschließlich „intentionalistisches“ Verstehen eines gegebenen Textes ist gar nicht möglich, da ein Verstehender keine andere „Kenntnis“ über die „Intentionen“ des Text-Emittenten haben kann, als über die wahrgenommenen Zeichen selbst. Aus diesen Zeichen extrapoliert er im Wege dessen, was Charles Sanders Peirce „abduktives Schließen“ (d.h. das Schließen von einem Wahrgenommenen auf die Regel, die das Vorkommen dieses Wahrgenommenen in einem bestimmten Kontext erklärt / motiviert) genannt hat, auf die (vermuteten, unterstellten, zum Zwecke des adäquaten Verstehens einer Zeichenkette zwingend als gegeben anzunehmenden) Intentionen eines Zeichen-Emittenten. Basis solcher abduktiver Schlüsse ist immer das Reservoir an (sprachlichen) Regeln, Konventionen (etwa Zeichenverwendungskonventionen). Man kann wohl mit Recht die These vertreten, dass jedes Verstehen in sozialer Interaktion (also nicht nur sprachbezogenes Verstehen, sondern auch solches, das sich auf das Verstehen sozialer, interaktionaler – nicht-sprachlicher – Handlungen bezieht) auf der Basis abduktiver Schlüsse ruht. Entgegen einem unter Geistes- und Kulturwissenschaftlern heute (drei Jahrzehnte nach der „Grammatologie“ eines Derrida) weit verbreiteten Irrtum ist eine „kommunikations-orientierte“ Perspektive in einer Sprach-, Text- und Bedeutungstheorie also keineswegs mit einem unkritischen Intentionalismus gleichzusetzen.

4. Texte als Objekte und/oder Anlässe perzeptiver und konstruktiver Akte

Das Problem jeder Sprach-, Text- und Verstehenstheorie liegt in der Tatsache, dass neben der kommunikativen die zweite Perspektive eine lange, altherwürdige Tradition hat (und zwar in der seit Antike und Mittelalter überlieferten Zeichentheorie) und diese mit einer Aktualität verbindet, die durch eine „texttheoretische Moderne“ in Form eines Derrida (und anderer) bewirkt wurde. Nach dieser Auffassung ist die Berücksichtigung der Tatsache, dass Texte (in der Regel) in Zusammenhang mit kommunikativen Bemühungen in die Welt kommen, für die praktische Interpretation wie auch für die Sprach- und Text-Theorie als vollkommen irrelevant, ja, irreführend, zu betrachten. Es gibt nach Kenntnis des Verfassers in der jüngeren Sprachtheorie nur einen Autor, der die hier wirksam werdende Dualität des Zeichenhaften in den Blick genommen hat, und zwar der Philosoph Edmund Husserl in seinen „Logischen Untersuchungen“, in denen er zwischen „Zeichen“ (= symbolhaften Zeichen in vollem Sinne) und „Anzeichen“ (= indexikalischen Zeichen) unterscheidet. Nach ihm sind alle sprachlichen Zeichen Anzeichen, die für etwas Bestimmtes stehen; dieses Bestimmte sind allerdings die geistigen Akte, die die jeweiligen Zeichen in ihren jeweiligen Verwendungen motivieren. Neuere texttheoretische Positionen radikalisieren die „Anzeichen“-Perspektive, indem sie den Zeichen und Zeichenketten einen Eigenwert als Objekte der Interpretation zuweisen, der durch keinerlei Konventionalität begrenzt werden kann. Solche Positionen sind mithin nicht nur „anti-intentionalistisch“, sie sind zudem „anti-konventionalistisch“, indem sie es ablehnen, die Interpretation der Zeichen (-ketten) theoretisch an bestehende Zeichenverwendungsregeln in einer sozialen Gemeinschaft zu binden.

Solche Theorien des Verstehens, der Interpretation und der Sprache sind daher im eigentlichen Sinne dieses Wortes a-sozial, indem sie jede soziale Perspektive aus der Sprach- und Texttheorie auszuklammern versuchen. Freilich lasten sich solche Theorien enorme Begründungszwänge auf, da sie nicht erklären können, wie denn das Wissen, das bei der Interpretation von Zeichen und Texten benutzt wird, in die Köpfe der Interpreten kommt, und was dies mit sozialen Zusammenhängen zu tun hat (haben

könnte). Diese Theorien sind daher nebenbei noch „anti-epistemologisch“, da sie statt des kulturhistorisch überprüfbaren Wissens (an das etwa noch ein Schleiermacher geglaubt hat) das freie Fluten der Gedanken in all ihrer versteckten Jetztzeitigkeit setzt. (Hier besteht dann auch ein radikaler Gegensatz zwischen einem Derrida und einem Foucault, der stets das epistemologische Projekt einer „Genealogie“ verfolgt hat.)

Immerhin so viel ist an der radikalisierten textformular-zentrierten Sichtweise richtig: Verstehen ist stets ein Interpretationsbemühen, das einen unhintergebar „konstruktivistischen“ Charakter trägt. Jedes verstehbare Objekt wird zum Gegenstand von Verstehensbemühungen, deren Ergebnis mindestens ebenso sehr von den Kenntnissen und Perspektiven der Verstehenden wie von vorgegebenen Fakten im Text beeinflusst ist. Die vorgegebenen Fakten des Textes können – in einer bestimmten Sichtweise – tatsächlich als „leerer Schall“ (oder „tote Tinte“) bezeichnet werden, die ja erst durch die schlussfolgernden Akte der Verstehenden / Interpretierenden „zum Leben erweckt“, d.h. mit Wissen, mit Sinn gefüllt werden. In einer sozialen Gemeinschaft (ohne die es keine Sprache, keine Texte, keine Textualität, keine „Schrift“ / „écriture“ gäbe), ist dieses Wissen allerdings immer ein sozial geformtes Wissen. Darum ist letztlich eine epistemologische Perspektive auf Sprache und Textverstehen, d.h. eine Berücksichtigung der Strukturen und Formen des verstehensrelevanten Wissens wie auch der Wege, auf die es zur Geltung kommt, nicht hintergebar.

Während einer radikalisierten kommunikationstheoretischen Perspektive auf Sprache und Textualität eine „Zeichenvergessenheit“ angelastet werden kann (was letztlich auf fast die gesamte traditionelle Linguistik zutrifft), kann einer text- oder „schrift“-theoretisch radikalisierten Perspektive ein Vergessen des sozialen Fundaments des verstehensrelevanten Wissens, und darum des Wissens in seinen sozial determinierten Strukturen, angelastet werden. Eine interpretative Semantik muss beide Vereinseitigungen vermeiden und vor allem dem Umstand gerecht werden, dass Sprache ein soziales Phänomen ist und darum das verstehensrelevante Wissen, um deren Darstellung es in jeder Semantik letztlich geht, vorwiegend sozial determiniert ist, insofern es in einer linguistischen Beschreibung überhaupt eine Rolle spielen kann.

5. Das sprachrelevante Wissen – Ebenen und heuristische Typologie

Da die Frage nach dem verstehensrelevanten Wissen so gezielt nie (oder kaum je) gestellt worden ist (jedenfalls nicht in der Linguistik und nicht in den dominanten modernen Sprachtheorien gleich welcher Provenienz), betritt jeder Versuch seiner systematischen Beschreibung im Rahmen einer interpretativen linguistischen Semantik Neuland. Eine sprachtheoretisch und/oder linguistisch reflektierte Thematisierung des verstehensrelevanten Wissens wird und muss sich von benachbarten Formen (wie etwa in der Kognitionswissenschaft und der Sprachpsychologie der Beschreibung des „enzyklopädischen“ Wissens und der Konstruktion sog. „Ontologien“) mindestens insofern klar unterscheiden, als „Sprache“ ein kommunikatives Mittel und System sehr eigenen Charakters darstellt, das letztlich nur auf dem Fundament spezifisch linguistischer, d.h. die Funktion der Zeichen als Zeichen ernst nehmender, Theorien erklärt werden kann. Dies gilt auch dann, wenn man zugesteht, dass sich sprachliche Kommunikation einreicht in die allgemeine menschliche Fähigkeit der Kommunikation, mit der sie wichtige Grundprinzipien teilt, und dass sie viele menschliche Fähigkeiten nutzt (Perzeption, Schematisierung, Bildung konzeptueller und rahmenhafter Strukturen, kognitive Verarbeitungsprozesse), die auch zu vielen anderen Zwecken oder im Vollzug grundlegender kognitiver Operationen genutzt werden. Unter anderem muss eine sprachtheoretisch reflektierte Untersuchung des verstehensrelevanten Wissens die Regeln und

Konventionen der Sprache in ihrer Funktionsweise beschreiben, und damit etwas berücksichtigen, das letztlich auf Parameter des Sozialen zurückgeführt werden (können) muss.

Bei der Beschreibung des verstehensrelevanten Wissens kann man einen „prozessualen“, einen „materialen“ und einen „modalen“ Aspekt unterscheiden. Prozessual gesehen ist jedes (sprachbezogene) Verstehensereignis ein Geschehen, das sich auf einer Zeitachse erstreckt. Dies ist ein Ergebnis der Linearität der sprachlichen Zeichen und Zeichenketten, die es erzwingt, dass komplexe Inhalte nur sukzessive in einer durch eine Vielzahl von Faktoren beeinflussten linearen Abfolge sprachlich realisiert werden können. Diese Linearität ermöglicht (und erzwingt) das, was man Satzstrukturen (Syntax) und Textstrukturen nennt. Hinsichtlich des Verstehensablaufes führt diese Linearität dazu, dass es zu jedem Verstehensbemühen, das sich auf ein einzelnes sprachliches Zeichen bezieht, ein „Vorher“ gibt. Man kann dieses „Vorher“ auch als die „Vorgeschichte“ des Verstehensereignisses bezeichnen. Im Hinblick auf das verstehensrelevante Wissen heißt dies, dass in jedem Satz- und Textverstehen ein durch den bisherigen sprachlichen Verlauf evoziertes akkumuliertes Wissen existiert, das den Hintergrund für das Verstehen jedes neu durch die aktuelle Perzeption in den kognitiven Verarbeitungsprozess eingeführten sprachlichen Elements bildet. Aus diesem akkumulierten (aktualisierten bzw. im Arbeitsgedächtnis kurzfristig präsent gehaltenen) Wissen sind Erwartungen ableitbar, die sich auf die (mögliche) Fortsetzung der linearen Zeichenkette (Satz, Text) jenseits des Punktes in der linearen Abfolge, an dem sich der Rezipierende gerade befindet, beziehen. Dieses „vermutete Nachher“ des Verstehensereignisses könnte man auch als seine „prospektive Nachgeschichte“ bezeichnen.

Neben der eher „technischen“ (in gewissem Sinne „formalen“) Ebene der Differenzierung des „prozessualen“ Wissens im Sprach- und Textverstehen kommt der Differenzierung der „materialen“ (oder „inhaltlichen“) Dimension des verstehensrelevanten Wissens eine ungleich größere Bedeutung für Theorie und Analysen einer interpretativen Semantik zu. Dieses Wissen ist vielgestaltig „wie das Leben selbst“, und es würde einem problematischen linguistischen Enzyklopädismus das Wort reden, wollte man versuchen, hier feste Klassifikationsraster zu entwerfen. Dass eine „objektive“, „letztgültige“ Klassifikation nie möglich sein wird (schon allein, weil jedes Typologisierungsbemühen ja von bestimmten – z.B. wissenschaftlichen – Interessen gelenkt ist und daher einem mehr oder weniger einseitigen Blickwinkel folgt) muss einen jedoch nicht zwingend schon davon abhalten, sich überhaupt Gedanken über unterschiedliche Sorten des verstehensrelevanten Wissens zu machen, zumal (implizite) „Sortenbezeichnungen“ des semantisch relevanten Wissens ja in der Linguistik fortlaufend bereits verwendet werden. Zu solchen geläufigen (impliziten) Sortenbezeichnungen gehören etwa Begriffe und Unterscheidungen wie „semantisches Wissen“ vs. „pragmatisches Wissen“, „Bedeutung“ vs. „Sprechaktgehalt/Illokution“, „sprachliches Wissen“ vs. „enzyklopädisches Wissen“, „Denotation“ vs. „Konnotation“, „Begriffsbedeutung“ vs. „Nebenbedeutung“, „Bedeutung“ vs. „Stilwert“, „grammatische Funktion“ vs. „textlinguistische Funktion“, „Autosemantika“ vs. „Synsemantika“, „Begriffswörter“ vs. „Funktionswörter“; „lexikalisches Morphem“ vs. „Flexionsmorphem“ usw. usf.

Es lohnt sich also, wenn solche Differenzierungen (wenn auch verdeckt, und nicht unter Begriffen der Wissenstypologie) schon in der Linguistik seit je fröhliche Urständ' feiern, den Mut zu einer Heuristik des verstehensrelevanten Wissens im Interesse einer interpretativen Semantik aufzubringen, da man nur so der Lösung zahlreicher ungeklärter bedeutungs- und verstehenstheoretischer Fragen ein Stück weit näher kommt.

Nachfolgend gehe ich davon aus, dass das gesamte verstehensrelevante Wissen (wie jegliches Wissen) nicht als amorphe Masse vorliegt, sondern aufgrund kognitiver und

sozialer Prozesse in Wissensrahmen (Frames bzw. Schemata) organisiert, also in strukturierter Form gegeben ist (im Gedächtnis gespeichert und aus diesem Gedächtnis abgerufen wird). Eine heuristische Differenzierung von unterschiedlichen Sorten des verstehensrelevanten Wissens kann also als Differenzierung von unterschiedlichen Frame-Typen dargestellt werden. Eine solche Typologie muss sich zunächst vor allem an den Grundbedingungen von Erkenntnisakten und der sprachlichen Fassung von Erkenntnisresultaten (z.B. zum Zwecke derer Kommunikation) orientieren. Reden wir über die Welt, dann beziehen wir uns auf etwas und sagen darüber etwas aus. In linguistischen oder logischen Termini ausgedrückt: wir vollziehen (sprachliche, kognitive) Akte der Bezugnahme („Referenz“) und der „Prädikation“. Demgemäß könnte man in einem ersten Schritt zwischen referenziellen und prädikativen Frames unterscheiden. Referenzielle Frames bezögen sich auf Dinge, Personen und ähnliches; prädikative Frames auf Handlungen, Ereignisse, Sachverhalte und dergleichen. So einfach ist die Sache aber nicht, da man ja jederzeit auch auf Ereignisse, Handlungen usw. prädikativ Bezug nehmen kann. Dennoch bleibt ein Unterschied bestehen. Beziehe ich mich auf Referenzobjekte wie „der Verkauf“, „der Mord“ usw., dann ist das Bezugsobjekt in einem Frame mit prädikativer Struktur dargeboten. Prototypisch prädikativ ist ein Frame, wenn einem zentralen, den Frame definierenden Prädikat bestimmte weitere Frame-Elemente (in sprachlichen Ausdrücken grammatisch meist als Komplemente realisiert) zugeordnet werden können, wie sie etwa durch die Valenz-Angaben für Verben erfasst werden können („Jemand hat jemandem etwas verkauft.“).

Anders liegt es, wenn die Referenzobjekte nicht selbst auf Prädikationen zurückgeführt werden können, z.B. „Vater“ in einem Satz wie „Der Verkauf meines Vaters ist perfekt.“ Die sich auf solche Referenzobjekte beziehenden Frames werden in der frame-theoretischen Literatur häufig als „Konzept-Frames“ bezeichnet. Diese Redeweise ist ebenfalls problematisch, da auch „Prädikationen“ wie „Verkauf“, „verkaufen“ usw. letztlich für „Konzepte“ stehen. Man landet also letztlich doch wieder bei so etwas wie dem alltagstheoretischen „Ding“-Begriff, und müsste dann „Ding“-Frames von „Prädikations-Frames“ unterscheiden. Dann wäre man wieder bei einer Ontologie, also einer Art enzyklopädischen Ordnung der Welt (einem nicht nur schwierigen, sondern wissenschaftlich auch ausgesprochen fragwürdigen Unterfangen). Diesen Versuch breche ich daher vorläufig ab.

Im Textverstehen sind aber noch ganz andere Wissenstypen wirksam, die in linguistischen, vor allem aber auch kognitivistischen Arbeiten gerne übersehen werden. So kann z.B. ein Genre-bezogenes oder Textsorten-Wissen (ebenso wie z.B. ein Varietäten-bezogenes oder Register-Wissen) Verstehensprozesse bis hinein in das, was man üblicherweise „Semantik“ nennt, steuern. Es handelt sich dabei um Formen der „Kontextualisierung“, die nicht einfach zufälliges oder gar idiosynkratisches Wissen betreffen, sondern ein Wissen, das auf festen, konventionalisierten Regeln und Strukturen beruht. Schließlich gibt es den großen Bereich des modalen Wissens, der sich etwa auf „Gewissheitsgrade“, „Wahrheitsgehalte“, „Vermutungscharakter“ bezüglich des Inhalts sprachlicher Äußerungen bezieht und einen nicht unwesentlichen Teil von Äußerungs- und Textbedeutungen betrifft. So kann z.B. die kontextualisierende Vorinformation „fiktional“ vs. „nicht-fiktional“ ganz wesentlich zum adäquaten Verstehen eines Textes beitragen. (Genauso wie – was meine Versuche mit Generationen von Germanistik-Studenten immer wieder bewiesen haben – die Unterscheidung von „nicht-Text“ und „Text“: Germanisten haben, egal, was man ihnen an Zeichenketten vorsetzt, die ganz starke Tendenz, stets für „Text“ zu plädieren – und sei der interpretative Begründungsaufwand für diese Option auch noch so groß). Eine Typologie des verstehensrelevanten Wissens – so ein sehr vorläufiges Fazit – steht erst am Anfang; und es ist ungewiss, ob man je zu einem befriedigenden Modell kommen wird.

6. Für eine linguistische Epistemologie

Menschliches Wissen ist stets in Sprache gefasst, nur durch diese und in dieser zugänglich und explizierbar (und sei es in der sprachlichen Form, in der die Ergebnisse einer Wissensanalyse ausgedrückt sein müssen). Sprache wiederum (die Funktion und Leistung ihrer Wörter/Zeichen, Sätze und Texte) beruht auf dem Wissen, dient dem Verweis auf es, seiner Evozierung und Aktualisierung; ohne Elemente einer Wissensanalyse lässt sich die Bedeutung der sprachlichen Zeichen und Zeichenketten schlicht nicht explizieren und analysieren. Texte wiederum sind die Realisierungsform sowohl für Sprache als auch für Wissen. Sprache existiert nur in Form von Texten (und Textteilen/Teiltexten), wie umgekehrt Texte die Sprache voraussetzen, mit ihrem Material arbeiten und spielen. Texte sind aber auch die wichtigste Form, in der menschliches Wissen ausgedrückt wird. Sie dienen aber nicht nur der materiellen „Lagerung“ (bzw. Speicherung) von Wissen als „Aufbewahrungssysteme“, sondern wirken erheblich (und wohl entscheidend) auf es zurück, indem sie es beeinflussen, kombinieren und durch die unzähligen und multilateralen Möglichkeiten des Neu-Arrangements transformieren.

Wie eng die Verflechtung dessen, was wir „Text“ nennen, mit dem Gesamtbereich des menschlichen Wissens ist (das man in Hinblick auf die Texte als „verstehensrelevantes Wissen“ charakterisieren kann), wird aus dem vollständigen Scheitern aller früheren linguistischen Bemühungen deutlich, „Text“ (bzw. „Textualität“, wie z.B. textuelle „Kohärenz“) auf der Basis „grammatischer“ Regeln zu definieren und zu erklären. „Texte“ (und der Zusammenhalt der einzelnen Sätze und Wörter, aus denen sie bestehen) hängen, wie heute zugestanden wird, in so elementarer Weise von Wissen ab, das weit über lexikalisch-semantisches und grammatisches Wissen im Sinne der traditionellen Linguistik hinausreicht, dass man ohne das Gerüst solcher Wissensstrukturen streng genommen von „Text“ („Textkohärenz“, „Textverstehen“ usw.) gar nicht reden kann. Zu diesem Wissen zählt weitaus mehr als nur die „Textwelt“, die in jedem Text mehr oder weniger explizit konstituiert (konstruiert) wird. Jedes Element einer „Textwelt“ ist selbst wieder eingebettet in strukturierte, häufig sehr dichte und evokationskräftige, Wissens-Kontexte. Dies erlaubt durch die Wahl selbst vermeintlich unscheinbarer sprachlicher Mittel mitunter die Vernetzung („Ver-Link-ung“) hochgradig verdichteter Wissenskomplexe. Durch extensive Nutzung solcher Verweisstrukturen können selbst scheinbar sprachlich einfache Texte epistemisch hochgradig aufgeladen und verdichtet werden. „Intertextualität“ ist nur ein sehr unvollkommener Begriff für solche Phänomene, und dazu ein Begriff, der zumindest teilweise in die Irre führt, weil er präsupponiert, dass alles Wissen, das hier für die Deutung eines Textes herangezogen werden muss (oder kann) auch als dieses Wissen in konkreten Texten verfasst ist. Sofern man nicht detailliert nachweisen kann, dass es diese konkreten Verweistexte wirklich gibt, sollte man treffender von „epistemischen Kontextualisierungen“ sprechen. Sprache ist damit zuerst und vor allem ein Mittel der Kontextualisierung (Kontextabrufung und Kontextverknüpfung). Sprachzeichenkombinationen (und –strukturen) in Texten lenken die von den Rezipienten zu erbringenden Kontextualisierungsleistungen in bestimmte Bahnen, können sie jedoch nicht in strikten Grenzen prädeternieren.

Eine wissenschaftliche, linguistisch reflektierte Analyse des Zusammenhangs von Sprache, Kommunikation, Textualität, Textverstehen und Textbedeutung setzt eine Berücksichtigung des verstehensrelevanten Wissens in all seinen Spielarten und Facetten und seiner ganzen verstehensbedingenden Breite voraus. Beim gegenwärtigen Stand ist die Linguistik, auch die linguistische Semantik und Texttheorie, noch weit von solch einer adäquaten Berücksichtigung entfernt. Was notwendig wäre, wäre eine Forschungs-Perspektive, die ich unter dem Begriff „linguistische Epistemologie“ zusam-

menzufassen begonnen habe. Eine interpretative Semantik wäre ein wesentlicher Teil von ihr.

Literaturhinweise:

[Statt den Text mit Fußnoten zu spicken, erlaube ich mir, lediglich in diesem Literaturverzeichnis auf Arbeiten hinzuweisen, die wichtige Voraussetzungen des vorstehend Ausgeführten waren, oder vertiefend darlegen, was hier wegen des stark begrenzten Umfangs nur angedeutet werden konnte.]

- Barsalou, Lawrence W. (1992): Frames, concepts, and conceptual fields. In: Adrienne Lehrer / Eva. F. Kittay (eds.): *Frames Fields and Contrasts*. Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Bartlett, Frederick C. (1932): *Remembering: A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge.
- Busse, Dietrich. *Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1991.
- Busse, Dietrich (2005): Architekturen des Wissens. Zum Zusammenhang von Semantik und Epistemologie. In: Ernst Müller (Hrsg.): *Begriffsgeschichte im Umbruch. (Archiv für Begriffsgeschichte, Sonderheft 2004)* Hamburg: Felix Meiner, 85 – 99.
- Busse, Dietrich (2007 a): Diskurslinguistik als Kontextualisierung: Methodische Kriterien. Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In: Ingo Warnke (Hrsg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin / New York: de Gruyter, 81-105.
- Busse, Dietrich (2007 b): Applikationen. Textbedeutung, Textverstehen, Textarbeit. In: Fritz Hermanns / Werner Holly (Hrsg.): *Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens. (Reihe Germanistische Linguistik 272)* Tübingen: Niemeyer, 101– 126.
- Busse, Dietrich (2008 a): Linguistische Epistemologie. Zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik am Beispiel von Begriffsgeschichte, Diskursanalyse und Frame-Semantik. In: Heidrun Kämper (Hrsg.): *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung. (= Jahrbuch 2007 des Instituts für deutsche Sprache)* Berlin/New York: de Gruyter, 73-114.
- Busse, Dietrich (2008 b): Begriffsgeschichte – Diskursgeschichte – Linguistische Epistemologie. Bemerkungen zu den theoretischen und methodischen Grundlagen einer Historischen Semantik in philosophischem Interesse anlässlich einer Philosophie der Person. In: Alexander Haardt / Nikolaj Plotnikov: *Der Diskurs der Personalität: Philosophische Begriffe im interkulturellen Umfeld*. München: Fink.
- Fillmore, Charles J. (1977): „Scenes and Frames Semantics.” In: A. Zampolli (ed.): *Linguistic Structure Processing*. Amsterdam, 55 - 81.
- Fillmore, Charles J. (1982): „Frame Semantics.” In: The Linguistic Society of Korea (ed.): *Linguistics in the Morning Calm*. Seoul: Hanshin Publishing Corp., 111-137.
- Husserl, Edmund (1913): *Logische Untersuchungen. Bd. II/1*. Sechste Auflage. Tübingen: Niemeyer 1980. (Nachdruck der zweiten umgearbeiteten Auflage 1913; zuerst 1901)
- Lewis, David K. (1969): *Convention. A philosophical study*. Cambridge Mass..
- Mead, George Herbert (1934): *Mind, Self and Society*. Chicago. (Dt.: *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1968)
- Minsky, Marvin (1974): „A Framework for Representing Knowledge.” In: *Artificial Intelligence Memo No. 306*, M.I.T. Artificial Intelligence Laboratory. [Dt. in: Dieter Münch (Hrsg.): *Kognitionswissenschaft. Grundlagen, Probleme, Perspektiven*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992, 92-133]